Die deutschen Vereine im Baltenlande.

Von Dr. Stahlhut.

„Wo drei Deutsche zusammen sind, da gründen sie einen Verein." Das ist ein alter Satz — und Unrecht hat er nicht. Das Streben danach, sich zu organisieren, zusammenzuschließen, einem Ideal, sei es geistiger oder materieller Natur, durch planmäßiges, gemeinschaftliches Raten und Taten nachzugehen, scheint dem Deutschen innezuwohnen.

Auch in diesem Punkte verleugnen die Balten ihren deutschen Charakter nicht. Reich ist die deutsch-baltische Gesellschaft an Vereinen jeder Art. Wissenschaftliche und wirtschaftliche, künstlerische und gesellige, soziale, nationale, studentische Verbände überziehen wie ein Netz die baltischen Provinzen. So ist es im Deutschen Reiche, und so ist es auch in dieser seiner ältesten Kolonie.

Jedoch, — eine Gruppe von Vereinen hat „Balten" aufzuweisen, die sein Mutterland nicht hat, nicht zu haben braucht: es sind die drei „Deutschen Vereine" von Est-, Liv- und Kurland.

Was sind sie, was wollen sie, was haben sie erreicht?

Kampfverbände sind es, um es mit einem Wort zu sagen. Aus dem Kampf heraus sind sie geboren, zum Kämpfen sind sie geschaffen, siegend sind sie gefallen, um — wills Gott — unter einem neuen, höheren Zeichen wieder zu erstehen!

Werfen wir einen Blick zurück auf die letzten Jahrzehnte baltischer Geschichte. Bis in die Mitte der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts gab es nur einen Herrn in Baltland — den Deutschen. Was von Russen ins Land kam, war armes kleines Beamtentum, sporadisch auftretend, ohne Anhang, ohne Einfluß, ohne Bodenständigkeit. Der Lette aber und Este war Bauer. Rückte er in die gebildeten Bevölkerungsschichten auf, so wurde er auch deutscher Herr; automatisch, selbstverständlich.

Mit dem Aufkommen des Nationalismus und mit dem Einsetzen der Russifizierung in Baltland wurde das jedoch anders. Wohl strebte der Lette und Este auch weiterhin nach Bildung, wohl trieb es ihn, in die höheren sozialen Kreise aufzurücken — aber Lette und Este wollte er dabei bleiben. Diese nationale Strömung machte sich die russische Regierung zunutze, hetzte und schürte, bis ihr die gründliche Entzweiung von Deutschen und „Indigenen" glücklich gelungen war. „Divide et impera" — so lautete die Parole, damals und heute.

Schwächung des Deutschtums, Stärkung des Letten- und Estentums, so hieß es so lange, bis die Revolution von 1905 der Regierung die Augen öffnete und ihr zeigte, daß die von ihr geschürten Machtgelüste der Indigenen nicht nur auf Besiegung des Deutschtums, sondern auch auf Loslösung von Rußland hinzielten.

Und da änderte die Regierung ihre Taktik. Blutig wurde die Revolution niedergeschlagen, jedes Streben nach Selbständigkeit bei den Letten und Esten im Keime erstickt; die Deutschen aber, als staatserhaltendes Element, nunmehr in liebevolle Arme geschlossen.

Die lettisch-estnische Revolution ist die Geburtsstunde der deutschen Vereine in Balten.

Während es auf den Straßen noch gärte, Patrouillen die Stadt durchzogen, Herren der Deutschen Gesellschaft die Türen des Versammlungslokals bewachten, fand in Riga die konstituierende Sitzung des Deutschen Vereins statt. Aus dem Kampf heraus war er geboren, zum kämpfen war er bestimmt. Galt es doch zu retten, was nach Jahren schwerster nationaler Bedrückung noch zu retten war. Galt es doch die Deutschen zu sammeln, die Kleinen und Großen, um in gemeinsamer Arbeit den verfallenden deutschen Bau in Baltland wieder aufzurichten. Galt es doch Widerstände im eigenen Lager, Gegensätze ständischer und politischer Natur zu besiegen, um geschlossen, einheitlich, stark den äußeren Feinden entgegenzutreten.

Und es gelang, gelang über Erwarten.

Will man die Größe dieses Gelingens richtig einschätzen, so muß man die numerische Schwäche der Deutsch-Balten sich immer wieder vor Augen halten: hier 200,000 Deutsche, dort 2 Millionen Letten und Esten, und hinter diesen das große Rußland, das nur auf die Gelegenheit wartete, um den Spieß umzudrehen und die Indigenen wieder gegen die Deutschen auszuspielen.

Was war die Aufgabe der deutschen Vereine? Nationaler Zusammenschluß zwecks Erhaltung und Förderung deutschen Lebens, geistigen und wirtschaftlichen, in Balten. Schulen vor allem! Die Jugend heraus aus den versumpften russischen Lehranstalten, wo ihr, bald plump und grob, bald raffiniert und unmerklich russischer Geist, russische „Kultur" eingeimpft wurde; und hinein in deutsche Schulen, mit frischem Geist, mit neuen, hohen Idealen.

Und die Schulen schossen empor wie Pilze. Keine Stadt, kein Städtchen, wo sich nicht eine Pflegestätte deutschen Geistes, deutscher Bildung und Gesittung auftat. Ritterschaften und deutsche Vereine boten sich die Hand, um in gemeinsamer Arbeit zum Wohle künftiger Generationen zu wirken.

In Reval, Birkenruh (bei Wenden in Livland), Mitau und Goldingen erstanden die alten, bei der Russifizierung geschlossenen „Landesgymnasien", allein unterhalten von den Ritter- und Landschaften. In Riga die „Albert-Schule" des Deutschen Vereins (Gymnasium und Oberrealschule). Namhafte Subventionen erhielten private deutsche Gymnasien und Oberrealschulen, je eine in Riga, Dorpat und Fellin. Progymnasien wurden in vielen Orten gegründet, und Bürger- oder Elementarschulen, für Knaben und Mädchen, fehlten bald in keinem kleinsten Neste.

Und das alles aus freiwilligen Beiträgen der wenigen Deutschen im Lande, und das alles unter schwersten Bedingungen für Lehrende und Lernende. Wohl erhielt man die Erlaubnis, deutsche Schulen zu gründen, — staatliche „Rechte" gaben diese jedoch nicht, weder Lehrern noch Schülern. Deutsch durfte die Unterrichtssprache wohl sein, das Abiturium mußte aber in russischer Sprache abgelegt werden, — vor einer fremden russischen Kommission oder (in den ritterschaftlichen Schulen) vor einem russischen Delegierten. Wir, die wir hier im Deutschen Reiche so weidlich über unsere Schulen und deren Anforderungen an die Jugend schelten, — stellen wir uns das doch einmal vor, was es heißt, seine Jungen neun Gymnasialjahre in der Muttersprache unterrichten und sie dann (vor einer fremden, nicht gerade wohlwollenden Kommission) das Abiturium in sämtlichen Unterrichtsfächern in einer Sprache machen zu lassen, die erst als Fremdsprache in der Schule erlernt worden ist! Das heißt Opfer bringen für seine nationalen Güter, das heißt, nicht Kraft, nicht Zeit, nicht Geld schonen für einen idealen Zweck! Eine „Umlerne"-Klasse mußte in den deutschen Schulen eingeführt werden, in welcher die Schüler sich den gesamten Lehrstoff nunmehr in russischer Sprache vor dem Abiturium anzueignen hatten. Und wie wäre es doch so bequem gewesen, in den staatlichen Schulen! Die Krone unterhielt sie, das Schulgeld war so gering, zwei Jahre früher (nur wenige schafften das „Umlernen" in einem Jahre) kam man zur Universität. Aber nein — der Preis war die deutsche Bildung! Und die deutschen Schulen blühten auf und gediehen, und man jubelte, daß man deutsch sein durfte.

Höhere, mittlere und niedere Lehranstalten erstanden dem Lande. Wo aber die Lehrer hernehmen? Für die ersteren gab es genügend, aber Elementar- und Bürgerschullehrer fehlten. Und gerade deren bedurfte es, um den sogenannten „Kleindeutschen" (Arbeiter, kleinere Handwerker usw.) deutsche Bildung zu vermitteln. Liefen doch gerade diese besonders Gefahr, ihre Nationalität zu verlieren, von den sie umgebenden Letten oder Esten aufgesogen zu werden. Dem wurde vorgebeugt. In Mitau gründeten die deutschen Vereine ein „Baltisches Deutsches Lehrerseminar", in Dorpat und Riga entstanden Handwerkerlehrlingsheime, in Riga außerdem noch ein Kaufmannslehrlingsheim. In allen Bevölkerungsschichten drangen die deutschen Vereine ein, speisten sie mit deutscher Kultur, sammelten sie um ihre Fahne, spornten Laue und Gleichgültige an, lehrten sie, ihr Volkstum zu stellen über alles.

Vermittelung deutscher Bildung an die der Russifizierung besonders ausgesetzte Jugend, vor allem an die Jugend der unbemittelten Klassen, betrachteten die deutschen Vereine als ihre vornehmste Aufgabe. Doch dabei blieben sie nicht stehen. Die kulturellen Fäden, welche Kolonie und Mutterland von jeher eng verbunden hatten und die nunmehr lockerer zu werden drohten, sollten neu geknüpft, möglichst verstärkt werden. Ausschüsse zur Veranstaltung von Vorträgen, Kursen usw. fehlten bald in keiner Ortsgruppe. Verbindungen mit ähnlichen Institutionen des Deutschen Reiches wurden angeknüpft, namhafteste Vertreter von Wissenschaft und Kunst für Vortragsreisen gewonnen.

Riga vor allem, das Zentrum des Deutschtums in Balten, zeichnete sich durch die Reichhaltigkeit seiner Unternehmungen aus.

Da seien die „Volksvorstellungen" im deutschen Stadttheater erwähnt, die zu äußerst billigem Preise den unbemittelten Stammesgenossen auserlesenste Kunstwerke darbieten sollten. Ferner die „Jugendschriften-Kommission", die, nach reichsdeutschem Muster organisiert, in unermüdlichem Fleiße an der Veredelung des Geschmackes mitarbeitete und durch Veröffentlichung ihrer Kritiken in der Tages- und periodischen Presse, durch Ausstellungen usw. auf weiteste Kreise gewirkt hat.

Eine Sektion für „Heimatkunde" förderte Interesse und Liebe für das an historischen Stätten und landschaftlich schönen Punkten so reiche Land. Eine „Wanderabteilung", mit dem „Wandervogel" ähnlichen Bestrebungen, führte die Jugend hinaus in die Natur.

Volksbüchereien, Lesehallen, Wanderbibliotheken sorgten für geistige Nahrung auch im entlegensten Winkel. Ein Schulmuseum enthielt reiches Anschauungsmaterial, wertvolle literarische Werke, deren Anschaffung sich die kleinen Schulen des Deutschen Vereins nicht erlauben konnten und die nun leihweise und unentgeltlich ihnen hier zur Verfügung standen.

Schülerwerkstätten, Kirchenchor-Gesang vereinigten an Sonn- und schulfreien Nachmittagen die Jugend, um ihre Freude am selbstgeschaffenen Werk, Liebe zum deutschen Volkslied zu vermitteln; Volksfeste mit Gesängen und Reigen, Freilichtbühnen und Jahrmarktstreiben versammelten in einem jeden Mai alle Mitglieder des Vereins; Teenachmittage boten ärmeren Stammesgenossen neben leiblichen Genüssen auch kleine Vorträge bildenden Charakters, Rezitationen von Dichtungen, musikalische Darbietungen. So war es in Riga, so war es — wenn auch in kleinerem Umfange — in einer jeden der unzähligen Ortsgruppen.

Leben herrschte in den Vereinen, frisches pulsierendes Leben, Hunger nach all den geistigen und seelischen Genüssen, über die das Mutterland in so reichem Maße verfügt — und vielleicht darum, leider so oft, so gering bewertete. Hier in der Kolonie gab es keine Blasierte. Zu schwer erkämpft, zu teuer bezahlt, — in übertragenem Sinne — mußte alles werden, als daß man es nicht geschätzt hätte.

Was war es doch für ein schaffensfrohes Arbeiten, vor allem in der ersten Zeit nach Gründung der Vereine! Ideen, Pläne, Vorschläge — sie überstürzten sich fast. Hunderte Hände griffen zu, hundert Gehirne arbeiteten freudig, wo es etwas Neues zu ersinnen, zu verwirklichen galt. Wer etwas konnte und nur seinen kleinen Finger hergab, — ehe er es sich versah, steckte der ganze Mensch darin. Sitzungen, zwei, drei am Tage. Hier einen spröden deutschen Gelehrten zu einem Vortragszyklus mit lieblichen Worten über die Grenze locken, dort einem mißtrauischen russischen Verwaltungsbeamten die Erlaubnis zur Veranstaltung irgendeiner Ausstellung — auch auf liebliche Weise (aber eine andere!) — abgewinnen. Hier Pläne für das kommende Volksfest schmieden, dort die Statuten einer neu zu gründenden Schule entwerfen. Arbeit, Arbeit und wieder Arbeit. Doch wie freudig alles, ohne einen Pfennig dafür zu erhalten, alles neben dem eigentlichen Beruf, in den wenigen Feierstunden. Deutsch durfte man doch sein, für das Volkstum ging es doch! Wer durfte da sich zurückhalten? Es war eine Lust zu leben!

Auf Vermittelung geistiger Güter beschränkten sich die Vereine jedoch nicht. Wirtschaftlich galt es, sich auch zu stärken, dem „kleinen Mann" eine gesicherte Position zu schaffen, um der Konkurrenz der aufstrebenden Indigenen kräftig begegnen zu können.

Bei der numerischen Ueberlegenheit der letzteren bedeutete der Uebergang der städtischen Immobilien und damit der Stadtverwaltung aus deutschen in undeutsche Hände eine ständige und drohende Gefahr. Hier hieß es eingreifen. Bald waren Fonds gestiftet, Anstalten für Hausvermittelung und Häuserverwaltung, Leih- und Sparkassen gegründet, die in wirksamster Weise den Immobilienbesitz, gerade den kleinen, am meisten gefährdeten, den Deutschen sicherten. Wohlhabende Leute kauften sich, meist in entlegenen Stadtvierteln, kleinere Grundstücke, verzichteten auf jegliche Einnahme von diesen, erwarben sich damit aber — als Hausbesitzer — eine Stimme bei den städtischen Wahlen. Kampf allerorts, Opfer allerorts. Aber ein siegreicher Kampf.

Drohte das Deutschtum vor 1905 unter der russischen Knute zu ersticken, nach 1905 richtete es sich wieder auf. Richtete sich höher auf, als die Regierung, als es selbst geahnt hatte. Fast überrascht war die Deutsche Gesellschaft, wie stark, wie gesund, wie lebenskräftig sie noch war. Nur geschlummert hatte sie gelegen, nicht erdrosselt. Ein frischer Wind — und in tausenden von Halmen sproßte deutsches Leben wieder empor.

Konnte das den russischen Gewalthabern erwünscht sein? War das ihre Absicht gewesen?

Ach nein. Nur die Letten und Esten sollten ja klein gemacht werden, sollten sich in ihrer ganzen Ohnmacht fühlen. Die Stärkung der Deutschen war nur Mittel zum Zweck, nicht Selbstzweck.

So sahen wir denn mit dem Erstarken des Deutschtums in Balten gleichzeitig auch die russische Regierungsgewalt die Zügel straffer anziehen. Noch kein plötzlicher Bruch, kein gewaltsames Nehmen der eben erst geschenkten Freiheiten. Nur kleine Nörgeleien, Schikanen, „Schwierigkeiten", in denen der russische Beamte Meister ist. Hier die Ablehnung der Statuten einer neu zu begründenden Schule — unter irgendeinem nichtigen Vorwand, dort die Nichtbestätigung eines Lehrers, hier das Verbot eines Vortrages, dort die Verweigerung des gewünschten Versammlungslokals, hier eine verschärfte Ausübung der Kontrolle bei den russischen Abiturientenexamina, dort Zensurschwierigkeiten bei den zahlreichen literarischen Editionen der deutschen Vereine. Sticheleien, Hemmungen allerorts. Verleiden wollte man der deutschen Gesellschaft die Arbeit an ihrem Volkstum, hoffte vielleicht, auf diese Weise die hochgehenden Wogen nationalen Aufschwungs niederzwingen zu können. Vergebens. Die Arbeit an der deutschen Sache ließ nicht nach, die Opferwilligkeit erlahmte nicht. Noch im Frühjahr 1914 brachte die Ortsgruppe Riga durch freiwillige Beiträge innerhalb dreier Monate einen „eisernen Schulfonds" von ca. 300,000 Mark zusammen.

Und dann kam der Krieg.

Und ein einziger Federstrich vernichtete all das blühende Leben. Nie hatten die deutschen Vereine politische Ziele verfolgt, immer waren sie und ihre Mitglieder allen Verpflichtungen gegen die Staatsregierung nachgekommen, nie hatten sie mit dem Deutschen Reiche konspiriert. Doch das focht die Russen nicht an.

Zu Ende war es mit den Schulen — Tausende von Zöglingen, hunderte von Lehrern und Lehrerinnen sahen sich plötzlich auf der Straße; zu Ende war es mit all den Bibliotheken und Vorträgen und Wanderungen, mit dem Jugendgesang und den Werkstätten; die Kassen wurden mit Beschlag belegt, die Kreditanstalten geschlossen.

Und dann kam es Schlag auf Schlag. Gab es deutsche Hiebe in der Feldschlacht, dann schlug der Russe auf die wehrlosen Deutschen im Lande los. Nun war der Lette und Este Liebkind. Nun wurde er, der noch vor zehn Jahren die Kaiserbilder zerrissen und zerstampft hatte und sich von Rußland loslösen wollte, an die liebevolle Brust des „Mütterchens" gedrückt. „Hetz' den Deutschen", — das rief ihm nun der Russe zu. Vogelfrei wurde der Deutsche im Lande, rechtlos und schutzlos. Denunziert, verhaftet, nach Sibirien verschickt wurden die Besten im Lande.

Aber rohe Gewalt fruchtet nichts. Hoch erhob der Balte sein Haupt. Sein Volkstum gibt er nicht auf — nimmermehr! Verbietet Ihr ihm seine deutsche Muttersprache! („Hundesprache", wie sie bei den Russen heißt), — so weiß er zu schweigen. Russisch? — das spricht er nicht auf Befehl.

Und er wartet.

Er wartet seine Brüder im Reich. Die Feldgrauen — werden sie kommen? Werden sie Erlösung bringen?

„Ihr Brüder im Reich — fühlt Ihr die Verpflichtung, die Ihr habt?! Dort schmachten die, welche seit Jahrhunderten auf vorgeschobenem Posten Wache gestanden haben gegen die Flut von Osten. Sie haben gekämpft, gelitten, geblutet. Für wen? Für das, was auch Euch das höchste ist, für Euer und Ihr Volkstum.

Nun ist es an Euch! Die Stunde der Ablösung hat geschlagen!

Versäumt sie nicht!

Von der Memel bis zur Narowa gehen der Balten Posten.

Sie halten treue Wacht!

Vergeßt sie nicht!

Frankreichs sterbende Mystiker

Von **Karl Lahm.**

Sie sind mit dem Glauben an Jeanne d'Arc im Herzen in den Krieg gezogen. Sie hatten den Krieg erwartet und gewollt. Sie hatten ihn als die nötige göttliche Strafe und Reinigung der „entchristlichten" Republik hingestellt, als eine Art Fegefeuer, aus dem ein neues, großes, herrliches Frankreich erstehen sollte. Sie erleiden den Heldentod in den ersten Reihen, im Wahne, daß ihr mystischer Glaube sie überleben und sich erfüllen wird.

Mit dieser französischen Jugend, die viel modernisiert-religiöse Litteratur trieb, hat man sich vor der Weltkatastrophe sehr eingehend beschäftigt, auch in Deutschland, wo man ihre Bedeutung nicht verkannte. Seit die Schlachten toben, fand man keine Zeit mehr, sich ihrer zu erinnern, obschon sie unstreitig eines der zum Krieg treibenden Elemente gewesen ist und im Entwicklungsgang der Kriegsvorgeschichte nicht übersehen werden darf. Die Männer, die zur „Renaissance" des gallischen Geschlechts Pate standen, die Barrès, Bazin, Bourget, die Poincaré, Barthou, Doumer, die Boutroux und Bergson — politische Litteraten, litterarische Politiker und Tagesphilosophen — mögen heute ihre Häupter in Trauer verhüllen: die Elite der von ihnen heraufgezogenen neuen Generation, Frankreichs Hoffnung, liegt unter schwanken Holzkreuzen auf den weiten Totenäckern der Champagne und hinter Verdun.

Vor etwa 12 Jahren hatte die Bewegung eingesetzt, ein Gegengewicht gegen die Verstaatlichung der Schulen, gegen den Kulturkampf Waldeck-Rousseaux' und Combes', gegen die Beschlagnahme der Klostergüter und gegen die Trennung von Kirchen und Staat zu schaffen. Der „Sillon" wurde begründet: Marc Sagnier, ein junger, begeisterter Katholik, hoffte Demokratie und Religion miteinander in der Republik aussöhnen zu können. Sein Wochenblatt und sein über ganz Frankreich verbreiteter Jugendbund gewannen schnell an Bedeutung; dem hohen Klerus war die soziale Tendenz nicht genehm, er zog royalistische Vereinigungen vor und ließ schließlich vom Vatikan eine Bulle gegen Sagnier schleudern. Aus solchen Anfangsgründen entwickelte sich der intellektuelle Mystizismus mit nationalistischer Bedeutung.

Jungfrankreich sollte eine Wiedertaufe empfangen. In England trieb man die sportliche Jugenderstarkung. Stadt- und Dorfklerus in Frankreich, auf die Wohltaten der Gläubigen angewiesen, suchte sich, einem Geheiß von oben folgend, ein neues Betätigungsfeld im bataillonsweisen Einreihen der Knaben, deren Schulerziehung ihnen genommen wurde. Ueberall konnte man Sonntags in der Umgebung französischer Städte und Dörfer unter Soutanenführung und mit der Tricolore die Jungens zum Ballspiel und gar Kriegsspielen ausziehen sehen. Wohlgesinnte unterstützten die Anziehungskraft dieser Vereinigungen durch Stiftung von Spielgerät, Preisen und Kuchenproviant. Gleichzeitig wurde der Jeanne d'Arc-Kultus mit Hochdruck betrieben. Der Heilige Stuhl gab mit einer Beatifikation der Nationalheiligen nach. Im Parlament wollte die Rechte die historische Umzugsfeier in Orleans zu einem Nationalfeiertag für die Jungfrau gesetzlich ausgedehnt wissen. Alle Katholiken schmückten ihre Fenster mit den blau-weißen Farben der Pucelle, es gab Kirchenprozessionen und Jugendumzüge nach den Denkmälern der Heldin. Nur dachte man nicht mehr daran, daß sie den Erbfeind England besiegt hatte; sie mußte zur Schürung des Deutschenhasses dienen. In den Gymnasien wurde es bei den Söhnen gutrepublikanischer Familien wieder vornehmste Mode, den „integralen" Gottesdienst mitzumachen, nicht nur „aus Ueberlieferung" zur Messe zu gehen, sondern Beichte und Kniebeugung stolz vor aller Welt zu zeigen. Gleichzeitig wurden als Freidenker bekannte Lehrer und Professoren der Lycées, der Sorbonne, der Universität Bordeaux usw. durch Schülerpogroms unmöglich gemacht.

Diese religiöse Abschwenkung war nicht nur eine rein katholische; auch der kleine protestantische Teil Frankreichs schloß sich bemerklich der Bewegung an; beide verfügten über eine nicht wertlose Litteratur der jungen Führer, von denen sich ihre Vorbilder Barrès, Bazin und Bourget (nicht zuletzt auch der Mystiker Claudel) Großes versprachen. 1911 waren im „Mercure de France" zwei Jünglinge, Henry Massis und A. de Tarde, mit einer Artikelserie hervorgetreten, die sie unter dem gemeinsamen Pseudonym „Agathon" erscheinen ließen: „Der Geist der neuen Sorbonne", „Die Krise der klassischen Kultur", „Die Krise des Französischen" — alles Aufsätze mit der gleichen Richtlinie, die französische Bildung im strengsten Latinismus zu erhalten und die Disziplin des Germanismus zu verbannen. Im folgenden Jahre veröffentlichten die Zwillings-Agathons bei Plon eine Enquête, Aufsehen erregende Stimmen aus den Reihen ihrer Studien- und Altersgenossen: „Die jungen Leute von heute". Anfänger in allen Berufsständen drückten ihre heiße Sehnsucht aus, ein neues, größeres Frankreich erstehen zu sehen; der junge Offizier, der Seminarist, der Handwerker — alle drängten ab von der „Verweltlichung" der staatlichen Einrichtungen. Die einzelnen Kapitel hießen: „Die Freude an der Aktion", „Der patriotische Glaube", „Eine katholische Renaissance", „Der politische Realismus" usw. Ganz ähnlich arbeitete in der von Doumergue geleiteten Revue „Foi et Vie" der calvinistische Geist auf eine religiöse, oder zum mindesten „spiritualistische" Wiedergeburt des Volkes hin; der junge Gaston Riou schrieb ähnliche Artikel wie „Agathon", nur mehr unter dem Einfluß der Philosophen Boutroux und Bergson, die es sogar verstanden hatten, in mondänen Kreisen den Nietzscheismus auszurotten und von Kant abzurücken, um über die Wissenschaft hinweg den religiösen Dogmen eine versöhnende Hand zu reichen.

Mit welchem Gewicht diese chauvinistisch geschürte Jugend in der Kriegswage jener um Poincaré mitwog, werden später französische Geschichtforscher zu ergründen haben. Heute mühen sich, mitten im Kriege, die überzeugten, freidenkenden Politiker, die verblendet genug waren, in der auswärtigen Politik allein den Chauvinisten vom Schlage Poincarés und Delcassés das Heft in Händen zu lassen, bis es zu spät wurde, sich die zukünftige Generation nicht entfremden und damit den Bestand der Republik gefährden zu lassen. Es gibt zur Stunde in Frankreich schon 1,400,000 Kriegswaisen. Ein Gesetzentwurf Vivianis wollte zu ihrem Erziehungsvormund ausschließlich die Präfekten machen, d. h. die politischen Beamten, die namens der Republik die Hilfsgelder zu verteilen haben. Die Konservativen wünschten, die Erziehung und Bevormundung möge einer privaten Vereinigung, dem Secours National, anvertraut werden, was die Gewissensfreiheit gewährleiste (der Secours National ist religiös gesinnt). Ein vermittelndes Projekt Monis hat im Senat den Vorzug erhalten: den Anverwandten der Kriegswaisen wird in Einrede gestattet, inwieweit im Sinne des gefallenen Vaters religiöser Unterricht erteilt werden soll. Barrès, nationalistischer Führer in der Kammer, hatte das Ende des Burgfriedens angesagt, wenn man beim Vorschlag Vivianis beharre; er giebt sich auch mit dem Entwurf Monis nicht zufrieden: denn wenigstens ein Ergebnis muß der Krieg haben — Rückkehr Frankreichs in den Schoß der Kirche!

Inzwischen stirbt die „Elite" der herangereiften Generation; die Siebzehnjährigen sterben, die man zum Altar geführt und denen man das Selbstopfer für's Vaterland als das schönste Martyrium hingestellt hatte; die Dreißigjährigen sterben, die rings um Marc Sagnier, „Agathon" und Riou die „Aktion" leiteten; noch Aeltere, Territorialsoldaten, sterben, die dieser zwiefachen Jugend in religiösem Eifer beigestanden sind. Maurice Barrès, der seit den Tagen von Verdun auf jegliche Rheineroberung verzichtet hat, widmet in Grabesstimmung, erschüttert von so viel vergeblichem Heldenmut, seine immer lesenswerten Aufsätze den Nekrologen. Täglich veröffentlicht er in seinem „Echo" Schilderungen vom Lebensgang und Auszüge aus den Tagebüchern der jüngst gefallenen Freunde aus dem „Sillon"-Kreise oder aus den übrigen religiös-politischen Organisationen. Diese Tagebücher haben als gemeinsamen Zug weniger inbrünstige Frömmigkeit, als wissenschaftlichen Mystizismus. Ihre Schreiber beten und denken nach; sie haben jeden Zweifel überwunden; aber sie halten sich für Neuchristen, denen kein Gebiet der Forschung mit dem Glauben unvereinbar scheint.

Amédée Guiard gehörte zu den gelehrtesten „Sillon"-Propheten, veröffentlichte Studien über Virgil im Zusammenhang mit der neueren französischen Litteratur, übersetzte neu Aristophanes und Euripides und begann auch als Romanschriftsteller eine versprechende Laufbahn. Er fiel, 44jährig, vor Arras, Prototyp des neuzeitigen Mystikertums in Frankreich. Zehn Tage vor seinem Tode schrieb er in sein Tagebuch Todesbilder, die Barrès würdig einer Freske auf den Mauern des Campo Santo Pisas findet:

„Heute kam ich wieder zur Sappe 37 . . . Die Beschießung beginnt, erst fern, dann näher, rechts und links von der Sappe. Plötzlich sehe ich T. herankommen; bleich wie ein Schwindsüchtiger mit hervorstehenden Augen. Andere Leute kommen gelaufen; einer hält seinen Arm und schreit: „Meine Hände! Meine Hände!" Einem andern blutet die Hälfte des Gesichts; einen dritten trafs in die Nieren, daß er sich stöhnend krümmt; ein vierter heult nur, Blut auf den Lippen. Auch Tote soll es geben. Ich gehe, um nachzusehen und auch, um etwas Mut zu zeigen, da die Leute nicht mehr zur Arbeit wollen. Auf einem Zelttuch sehe ich unter aufgewühlter Erde eine zerstückelte Leiche, ohne Kopf, mit aufgerissener Brust. Weiter stoße ich auf ein Schädelstück, stolpere beinahe über eine blutleere Hand — jene, die dem Heulenden abgerissen wurde. Ich fühle mich so bewegt, daß ich — statt christlich auf die Knie zu sinken — davoneile, in einer Art Schamgefühl und geheiligtem Schrecken, nachdem ich mich überzeugt, daß keine weiteren Toten da sind.

„Ein Gedanke drängt sich mir auf. Welche Rohheit, der Tod! Wie ganz anders als beim üblichen Dramenausgang. Shakespeare allein scheint eine richtige Vorstellung vom hastigen Sterben gehabt zu haben. Am Anfang seines „Romeo" läßt er Tybalt einen Familienfeind zum Zweikampf herausfordern und sogleich sterben; man möchte von Unwahrscheinlichem reden, wenn man den Gedanken keimen, ausgeführt und auf der Stelle bestraft sieht. Er zeigt uns Cinna, den Dichter, der beim abendlichen Spaziergang aufs Roheste von den Rächern Cäsars getötet wird, die ihn mit dem gleichnamigen Mörder des Diktators verwechseln. Er zeigt uns eine Schloßbesitzerin im Geplauder mit ihren beiden Kindern und plötzlich erscheinen die Offiziere des Macbeth, werfen sich auf die Kinder und töten sie. All diese und ähnliche Szenen empörten mich wegen ihrer rohen Hast. Leider — der Tod kommt so! Ein Soldat sammelt dürres Holz, bückt sich und wird von einem Geschoßsplitter getötet. Ein anderer tritt ans Ausguckloch, versichert, die Boches kämen, dreht sich plötzlich herum, stellt sein Gewehr weg und fällt, eine Kugel im Kopf. Ein Leutnant verläßt die Sappe, will Arbeiter ausschicken, erhält drei Kugeln in die Brust; ein anderer betrachtet durch Fernglas über den Graben weg die feindliche Linie, wird gewarnt, spottet und fällt schon mit einem Seufzer rückwärts. Es ist vorüber — wieviele Toten selber Art! Das Sterben ist so einfach, daß die Soldaten kaum noch darauf achten. Da muß ich mich der Worte des Herrn erinnern: „Wie ein Dieb werde ich kommen. Wenn der Hausherr wüßte, wann der Dieb kommen wird, würde er wachen. Aber er weiß nicht, ob es in der Nacht sein wird, wenn der Hahn kräht oder bei Sonnenaufgang. Wachet und seid bereit zu jeder Stunde."

„Und dieses Wort erhebt sich hoch über Shakespeares Gedanken, der uns mit den handelnden Personen eines Dramas vergleicht, die einen mit kleinen, die andern mit großen Rollen. Die Schauspieler können in der Tat nur tun und sagen, was sie zuvor gelernt haben; sie kennen ihre Rolle und wissen, wann sie ausgespielt ist. Wir sind Personen, die unabhängiger und für keine bestimmte Rolle vorgesehen scheinen. Jedenfalls spielen wir unsere Rolle nur bis zum Augenblick, wo es dem Schöpfer gefällt, uns von der Bühne abzuberufen. Seine Stimme erklingt jäh oder auch sanft und langsam; zuweilen läßt er sich rühren und gewährt uns Ruhe; dann wieder bestimmt er uns für andere Rollen, sagt er doch zum guten Diener: „Mut, guter und getreuer Diener; da Du im Kleinen Dich treu erwiesest, sollst Du zu Großem bestimmt sein". Er beurteilt also von Fall zu Fall die Treue der handelnden Personen und verkürzt oder verlängert ihr Stückchen Rolle, ganz nach seiner geheimnisvollen Vorstellung von ihrer Nützlichkeit. Und doch, so groß uns unsere Rolle erscheinen mag, wir müssen sie doch für ganz nutzlos halten und uns selbst als unnütze Diener betrachten. O Schöpfer! O göttlicher Dramaturg! Du kennst Deine Geschöpfe, Du kennst ihre Fähigkeiten. Ihr Verschwinden, einzeln oder in Massen, ist kein Spiel des Zufalls — alle haben in Deinem ewigen Plan ihren Wert . . ."

Dies lange Probestück aus Amédée Guiards Tagebuch, im Schützengraben, zehn Tage vor seinem Tod, geschrieben, verknüpft die naturalistische Kampfschilderung mit Shakespearestudium und bibelfestem Bekenntnis. Man kann nicht besser in die Gedankenwelt dieser „Sillon"-Leute hineinleuchten. Aehnliche Stellen finden sich, mit mehr oder minder starkem Hinweis auf die Religiosität der Schreiber, in den Büchern der alten „Sillon"-Mitbegründer Francois und Gabriel Laurentie, zweier Brüder, beide Führer der christlichsozialen Bewegung in Frankreich, beide gefallen wie ihr junger Neffe, der auszog, sie zu rächen; ebenso in den Aufzeichnungen Emile Clermonts, der nach den bekannten Romanen „Amour promis" und „Laure" im Schützengraben „Ce qui est la plus haut" vorbereitete, unter dem Leitsatz: „Ein Höherer wie ich, der geheiligt scheidet"; ferner André Lafonts, des Verfassers von „l'Elève Gilles", einem preisgekrönten, moralischen Auftakt seiner Jugendpsychologie; Péguys, des grübelnden Poeten und füsilierten Franctireurs; Psicharis, eines Renan-Enkels, der mit dem großen Vorfahren wegen seines Freidenkertums schriftstellerisch haderte; Albert Malets, der für die Gymnasien frömmelnd gesäuberte Geschichtstraktate verfaßte; alle tief beklagte Kriegsmärtyrer, doppelt entbehrt für Frankreichs Renaissance, weil sie sich zur Jugenderziehung herangedrängt und zum Text: Lehrerposten in den großen Pariser Lycées errungen hatten.

In jedem neuen Nekrolog, den er den Opfern dieses auch seines Krieges widmet, vermag Maurice Barrès — lothringisch-chauvinistisches Mitglied der Académie Française und der Deputiertenkammer — weniger sein geheimes Grauen über das angerichtete Unheil zu verschweigen. „Französisches Blut will sich nicht vom herrschsüchtigen Deutschen knechten lassen", schreibt er als Entschuldigung. Inzwischen fließt es in Strömen, sterben Frankreichs Mystiker und wird Barrès als letzter vielleicht eines Tages vom Odilienberg, der „Colline inspirée", in die düsteren Grenztäler blicken, aus denen Kreuze wachsen . . . .

Nach unseren westlichen Siegen.

Von Major a. D. E. Moraht.

Berlin, 8. Juni.

Die Aussichten für den entscheidenden Sieg steigen auf Seiten der Mittelmächte und ihrer Verbündeten. Schlag auf Schlag trifft die feindliche Koalition, die in ihren Grundfesten erschüttert wird. Frankreich erlebt jetzt die Wahrheit des Moltkeschen Wortes: „Ein Bündnis ist gewiß sehr wertvoll, aber es ist im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremde Hilfe zu verlassen." Hilft dem schwer ringenden Frankreich das englische Millionenheer, welches König Georg über fünf Millionen stark bezeichnete? Kann England überhaupt im Westen helfen oder sonstwo? Es zeigte sich im britischen Kriegsamt immer die Neigung, in die Ferne zu schweifen, nicht alle und nicht die beste Kraft an der wichtigsten Angriffsfront einzusetzen, lieber selbständig mit kleineren Heeresgruppen überall da Krieg zu führen, wo Gefahr für das englische Ansehen drohte oder — es billig etwas zu erobern gab. England mit seiner zwar zahlreichen, aber operativ minderwertigen Armee hat es nach 22 Kriegsmonaten fertig gebracht, in Afrika große Strecken fremden Kolonialgebietes zu besetzen und in der übrigen Welt manchen wertvollen Stützpunkt dazu, und es denkt nicht daran, den Neutralen oder Freunden einst das Ihrige zurückzuerstatten. Diese politische Tendenz in der englischen Kriegführung ergibt sich ganz folgerichtig aus dem ungeheuer ausgedehnten britischen Interessenkreis, den es sich im Frieden schuf, still und geräuschlos zumeist, so daß den Betrogenen und Beraubten oft erst nachträglich klar wurde, wie sehr sie geschädigt waren. Faschoda!

Beobachtet man die politische Strategie Englands von diesem Gesichtspunkt aus, so hat der Hinweis des „Basler Anzeigers" gewiß seine Berechtigung, der uns in einer Betrachtung der Folgen des Seesieges am Skagerrak an die Neigung Englands erinnert, einen weiteren Kriegsschauplatz im Norden zu schaffen. Niemand in Deutschland ist von Anbeginn des Krieges an darüber in Zweifel gewesen, daß Englands heißester Wunsch sich auf die Schädigung der deutschen Nordseeküste richtet. Ein Dorn im Auge blieb ihm Hamburgs Schutz, Helgoland. Und die fixe Idee einer Landung beim dänischen Esbjerg nebst dem Vormarsch durch Schleswig-Holstein — womöglich mit dänischer Hilfe — spukte noch immer in englischen Köpfen, die bekanntlich in der Beurteilung festländischer Kriegsoperationen ihren etwas verschrobenen Gesichtskreis sich bewahrten. Ob die starke Schlachtflotte Englands kürzlich physischen Druck auf Dänemark ausüben sollte, einer Expedition die Küste und einer Flotte den Belt und Sund zu öffnen, wissen wir nicht. Aber wir lehnen solche Möglichkeit durchaus nicht ab. Es ist ganz richtig, England hält eine numerisch sehr starke Heimatarmee zurück. Frankreich gegenüber fühlt es sich durch deutsche Invasion bedroht. Aber was wird England unternehmen, nachdem ihm unsere tapfere Flotte das Phantastische einer Diversion gegen dänische und holländische Küsten so unerbittlich vor Augen führte? Englands Art ist es nicht, Pläne schnell zu fassen und schnell aufzugeben. Der Versuch, Holland zu überrumpeln, erstickte zwar nach kurzer Frist, aber nur unter der niederländischen Drohung, die ohne viel Worte zu handeln wußte. Des ertrunkenen Lord Kitcheners Mission könnte sich auch sehr wohl auf die Oeffnung der Ostsee für Englands Armada und auf die taktische Verbindung der Marinen Rußlands und Großbritanniens bezogen haben. Wie dem auch sei, wir erlebten die Wachsamkeit unserer Flotte und würden vor einer Wiederholung der strategischen Beeinflussung der Gesamtlage durch die englische Flotte nicht zurückzuschrecken brauchen.

Inzwischen hat die deutsche Initiative dem englischen Kolonialheer bei Ypern einen empfindlichen Schlag versetzt. Am 2. Juni eroberten unsere tapferen Württemberger der Flandern schützenden deutschen Armee einen Teil des Höhenrückens südöstlich Ypern und am 6. Juni schlugen wiederum unsere Schwaben, vereint mit oberschlesischen Truppen, in dieselbe Kerbe. Nun ist Dorf Hooge, das vielumkämpfte, ganz in unserem Besitz, die anschließenden feindlichen Stellungen nahmen wir, und auf dem gesamten Höhengelände südöstlich und östlich Yperns liegt unsere Hand. In diesem Flachland hat das viel zu bedeuten. Ich sah vor einem Jahre, von der Kirche von Zonnebeke aus, den sich nach Westen vorlagernden Höhenrücken, hinter dem die Türme Yperns bald verschwanden. Jetzt ist die Bedrohung dieser zertrümmerten Stadt, die für den Besitzer nur noch einen gewissen taktischen Wert besitzt, sehr viel schwerer geworden. Englands Heer gibt uns nicht viel Gefangene, desto mehr blutet es bei seinen Niederlagen. Noch sehen wir nichts von der „furchtbaren Wucht", mit der es uns auf Brüssel zurückwerfen wollte.

Frankreichs Schrei nach Hilfe bei Verdun wird nach diesen Vorgängen ungehört verhallen. Daraus entsteht wieder für die Heeresleitung der Franzosen, die immer abhängiger wird von dem „Obersten Rat der nationalen Verteidigung" eine kritische Lage. Bald dürfte man nicht mehr nach dem „Schuldigen" suchen, der einst die Räumung des östlichen Maasufers befahl, sondern nach dem Verräter, der es halten ließ. Was Douaumont als nordöstlicher Eckpfeiler des permanenten, befestigten Fortgürtels bedeutete, das war Fort Vaux als östlicher, eine Panzerfeste von außergewöhnlicher Kraft an beherrschender Stelle. Wie schwer die Kämpfe um diesen Punkt waren, das geht aus den beiderseitigen Berichten der Generalstäbe hervor. Stoß und Gegenstoß wechselten ab, und wenn unsere „Söhne der roten Erde" schließlich triumphierten, so lag es nicht an der Feigheit der Gegner. Zu dem Verlust der Feste tritt für die Franzosen das neue große Blutopfer, welches vergeblich gebracht wurde. Das war es, was die englische Kampfkritik vor einigen Tagen befürchtete.

Lord Kitcheners Tod war eine „nationale Katastrophe" für Großbritannien, der Glaube an seinen Glücksstern tat Wunder in allen englischen Kolonien. Eine nationale Katastrophe vollzieht sich für Frankreich seit drei Monaten vor Verdun und wirkt noch verhängnisvoller auf den westlichen Krieg.

Neuland in Schleswig-Holstein. Nachdem der größte Teil des gewaltigen Wilden Moores im westlichen Schleswig-Holstein, bei Winnert gelegen, nach mühevoller Arbeit in Kultur gebracht und für die Bebauung zunächst von Gemüse vorbereitet worden ist, ist ein weiteres großes Neuland für Brotgetreide im Süden Schleswig-Holsteins fertiggestellt worden, im Kreise Lauenburg. Es ist dort während des Sommers 1915 eine Fläche von 2084 Hektar Moor- und Oedländereien mit einem Kostenaufwand von 1,065,[illegible] Mark in Kultur gebracht worden. An [illegible] Kultivierung dieser Oedländereien sind [illegible] Bodenverbesserungsgenossenschaften beteiligt. Mit der Verpachtung der Anbauflächen ist begonnen worden, und zwar zu Pachtgeboten von 20 Mark bis 60 Mark pro Jahr und Morgen. Auch der niedrigste Pachtzins von 20 Mark deckt Tilgung und Verzinsung der Kultivierungskosten. Versuchsanpflanzungen von Buchweizen brachten sehr gute Ergebnisse, die man auch bei dem beginnenden Anbau von Brotgetreide voraussetzt.